

Nein, kalt war's nicht draussen, nicht für diese Jahreszeit, nicht für Dezember, so kurz vor Weihnachten. Es hatte in der Nacht und in den Morgenstunden ausgiebig geregnet, aber gegen Mittag aufgehellt. Noch war der Asphalt nass, Pfützen lagen auf dem Umschlagplatz, der sich zwischen Bahnhof Giesshübel und Staffelstrasse erstreckte, sechs Stumpengeleise, für den Bahnverlad bestimmt, aber nicht ein einziger Güterwagen heute, ein brachliegendes Areal, in dessen Mitte Schienen gelagert waren, Schwellen, während der äussere Rand bereits als Abstellfläche für Privatautos diente. Eine Kranbrücke, eine Brückenwaage an der Frontseite waren stehen geblieben, obwohl sie kaum noch benutzt wurden. Hengartner ging unter dem Kran durch, seinen Weg abkürzend. Drüben, an der Staffelstrasse, stand äusserlich unverändert das ehemalige Druckereigebäude, sein Flachdach mit der alten «Sport»-Reklameschrift, obwohl sich die Redaktion nicht mehr hier an der Staffelstrasse befand. Oder müsste Hengartner sagen: das, was nach all den Wechselbädern, nach all den Abgängen von der «Sport»-Redaktion übrig geblieben war?

Etwas am Gebäude hatte sich verändert, auch wenn's nicht sichtbar war nach aussen. Seit die Kantine im obersten Stock geschlossen war, wusste Hengartner noch weniger als vorher, was an der Staffelstrasse vor sich ging. Die Kantine – eine der ersten Massnahmen, nachdem Curti die Jean Frey AG übernommen hatte – war seit August geschlossen. Den Frauen, die mit ruppigem Witz an der Theke bedient hatten, war gekündigt worden, nur manchmal war eine noch drüben zu sehen, im Philips-Haus, in der Cafeteria. Hier aber, im ehemaligen «Sport»-Gebäude, würden sie nie mehr – in aller Heimlichkeit, augenzwinkernd – bei Kerzenlicht ein Weihnachtessen servieren mit Salade surprise, Mignon de veau, kreolischem Reis und Mousse au chocolat, während der Menüplan zur Abschreckung der Heerscharen ganz anderes aufgeführt hatte, Kutteln nämlich.

Unverändert an der Ecke, bei der Einfahrt das Strassenbild: die zwei Brückenpassagen, die aus den stillgelegten Druckereihallen über die Staffelstrasse ins blaue Haus hinüberführten, aber wozu noch? C+L, die Lithofirma, hatten sie nach Glattbrugg hinausverlegt, im Vorderteil war ein Spenglereibetrieb eingezogen. Oder war er bereits vor der Auslagerung der C+L dort gewesen? Zwei Arbeiter waren mit Abladen beschäftigt. Ein Uhr mittags. Es war stets um dieselbe Zeit, dass sie an der Rampe standen oder mit Abladen beschäftigt waren, und es war stets um dieselbe Zeit, dass Hengartner die Rüdigerstrasse entlang kam und in dem Haus verschwand, in dem die Fernsehillustrierte eingemietet war, seit Wochen, seit Monaten, seit er über Mittag Lisa nicht mehr traf.

Einmal, unerkant, mit verstohlenem Blick, das Treppenhaus hinab, hatte er Lisa zwei Etagen tiefer gesehen, drüben an der Edenstrasse, im Philips-Haus, am Hintereingang. Aber Lisa war nicht allein gewesen. Hengartner hatte den Atem angehalten, seinen Schritt treppab gestoppt.

Zuerst hatte er Rosemarie gesehen.

Sie hatte unten im Treppenhaus im ersten Stock gestanden. Neben ihr ein Mann, in bordeauxrotem Seidenlumber, mit Bürstenschneid, das Haar gebleicht: Lisas neuer Liebhaber? Ihr Chef? Ein Mitarbeiter, ein Kollege wohl eher.

«Lisa», hatte der Mann gerufen, durch die Trepphaustür, in den Gang zurück. «Kommst du? Kommst du mit?»

Dann, endlich, war Lisa gekommen.

«Was hat sie gesagt?», hatte Rosemarie gefragt, an Lisa gewandt, ungeduldig, wissbegierig.

«Nichts.» Lisa zog hastig eine Jacke oder einen Mantel über, unerschrocken, mit einem Blick über die Schulter, neben Rosemarie treppab verschwindend. «Sie war gar nicht da.»

Zu dritt waren sie weggegangen.

Er müsste Lisa anrufen. Aber ging dann nicht alles von neuem los? In zügigem Schritt kehrte Hengartner an diesem Mittag zurück an seinen Arbeitsplatz, auf die Minute genau, mit einer Pünktlichkeit, die nach Sturheit oder Verbissenheit aussah. Aber es war bloss die Pünktlichkeit des S-Bahn-Zuges, der Hengartner aus der Stadt zurückbrachte, aufgetaucht aus der Dunkelheit der ins Flussbett gebauten Tunnelröhre. Pünktlich wurde Hengartner hier, im Giesshübel, ausgeladen, hier, auf dem Abstellplatz, diesem letzten, unverbauten Geländestück, das einst Friedhofsareal gewesen war, abgesetzt, damit er den zweiten Teil seines Arbeitstages in Angriff nahm, den wortlosen Nachmittag am Bildschirm, der mit müden Augen enden würde. Einmal, es war bereits halb zwei – er hatte unter wolzig zerzaustem Himmel das Haus zwanzig Minuten zu früh betreten, sich sogleich an den Mac gesetzt und eine Seite

getextet, als er durch die halboffene Tür seinen Namen hörte.

«Der Hengartner →»

Das war in anklägerischem Ton Eva-Maria, die eben aus dem Mittag zurückgekehrt und zu Aldo ins Büro getreten war.

«– macht sich wieder rar.»

Kein Ton von Aldo. Eine stumme Geste? Gleich würde Eva-Maria anfangen, über ihre Migräne zu klagen. Aber sonderbarerweise verliess sie Aldo ohne ein weiteres Wort.

Eva-Maria war für Friedli gekommen. Eine grossgewachsene strenge, trotz ihrer Jugendlichkeit schwerfällige Frau, bei der man nie sicher sein konnte, ob sie gerade um Schonung bat oder ob man nur eine ihrer Rücksichtslosigkeiten zu spüren bekam. Hengartner wusste nicht, was schlimmer war, denn Schonung hiess, dass sie bald wieder «darnieder liegen» würde und andere ihre Arbeit taten. Eine Stunde später hatte Eva-Maria, als sei nichts gewesen, bei Hengartner im Büro gestanden, in der Hand ihre ausgedruckten Seiten, zum Gegenlesen. Sie sagte ungeduldig:

«Aber es pressiert.»

Er nahm die Seiten, die Eva-Maria ihm überreichte, aus sicherer Entfernung, mit ausgestrecktem Arm, als sei er ein bissiges Tier.

«Sicher», sagte Hengartner.

Er sah Eva-Maria vor sich stehen, steif, aufrecht, in ihrer Selbstüberzeugung nicht zu erschüttern, mit den Texten ihrer Hinweisseite, die sie irgendwo abgekupfert, wenn nicht wörtlich abgetippt hatte, aber sie tat immer, als hätte sie die Texte selbst geschrieben.

«Also du, mich stört das schon.» Hengartner konnte es nicht lassen. «Wie kommst du dazu, ich würd mich rar machen? Seit Monaten, Mittag für Mittag, fange ich hier pünktlich um eins wieder an, es ist mir geradezu peinlich, so pünktlich – und jetzt hör ich da, wie du hinter meinem Rücken erzählst, ich würd mich rar machen.»

Eva-Maria blickte vor sich hin. Verdrossen, stumm. Sie selber. Sie würde sich gerne rar machen, dachte Hengartner. Aber sie getraute sich nicht.

«Ach» sagte Eva-Maria, in gespannter Ruhe, mit wegwerfender Geste. Sie hatte gar nicht zugehört. Und dann, als könnte sie alles wegwischen:

«Aber wenn's doch pressiert.»

Jetzt blickte Eva-Maria ihn an, mit aufgestaunter Wut, im schlimmsten bestätigt, was sie je über ihn gedacht hatte. Hengartner lachte stumm. Er sagte:

«Als ob's →»

Er liess sich auf sie ein, auf die vorgeschobene Ausrede, er merkte, es war ein Fehler, noch während er's sagte.

«– bei dir nicht immer pressiert.»

«Ach, komm», sagte sie. Angriffig, sauer.

Er nickte beleidigt. «Aber ich bin's, der sich rar macht –»

Plötzlich trat sie vor.

«Und überhaupt –»

Sie entriss Hengartner die Textseiten, die er in der Hand hielt, entriss sie ihm, ehe er sie beschmutzte mit sarkastischer Bosheit, ihres Vertrauens nicht würdig: zwei fertig getextete, von ihr gestaltete, ausgedruckte Hinweisseiten, schöne, glatte, lasergedruckte Blätter, weiss, Format A3, zerknittert jetzt, in ihrer Hand zurück, ärgerlich, mit einem langen Riss.

«– ich kann's auch jemand anderem geben, wenn's dir nicht passt.»

Und dann, in der Tür, in der Eva-Maria sich noch einmal umdrehte, in ihrem Urteil bestärkt, mit angehobener Stimme, als hätte sie nur darauf gewartet, diesen Satz loszuwerden:

«Mit dir –»

Sie hielt die Türklinke in der Hand.

«– mit dir kann man wirklich nicht reden.»

Dann hatte sie die Tür zugeknallt.

Launisch war Eva-Maria, eine launische Frau. Es war noch gar nicht lange her. Ein Monat, zwei? Hengartner nahm eilig die Treppe um niemandem zu begegnen, trat in sein Büro. Auf dem Pult lagen zwei ausgedruckte Seiten, die Eva-Maria ihm hingelegt hatte, bevor sie in den Mittag gegangen war, zum Gegenlesen. Ein Aufkleber, gelb. Mit roter Handschrift: *Es pressiert*. Angewidert fegte er sie beiseite.

Nein, es hatte sich nichts verändert. Nicht hier, auf der Etage der Kanalarbeiter, im Bauch der festgefahrenen Galeere, wo jeder Ruderschlag – und sei er noch so lahm, noch so unentschlossen geführt – ein stinkendes Brackwasser, die ranzige Brühe ihrer Gefangenschaft, aufwühlte. Was war das alles? Hass? Neid? Heuchelei? Hengartner erschrak, als das Telefon läutete. Am Apparat war Pauli, der Verlagsleiter.

«Haben Sie schnell Zeit?», fragte Pauli.

Die Kündigung. Das war Hengartners erster Gedanke, aber dann verwarf er ihn sogleich wieder. Einmal im Jahr – das war Paulis Art, die Sache hinter sich zu bringen – rief er jeden Mitarbeiter zu sich, zum Gespräch. Hengartner lachte. Zum Weihnachtsgespräch. Zwei Minuten später stand er im Büro bei Pauli, der sich vom Pult erhoben hatte, gräulich, missmutig, ein müdes, unterdrücktes Lächeln um die Mundwinkel, und Hengartner am Tisch «Platz nehmen» hiess.

«Sie wissen –», begann Pauli.

In diesem Dachsbau, in dem sie das Leben verpassten, war Pauli eher ihr oberster Polizist als ihr Chef. Eines Tages hatte der Verwaltungsrat beschlossen, Gisi, dem Chefredaktor, einen Verlagsleiter vor die Nase zu setzen, Pauli, der allerdings genausowenig Entscheidungskompetenz hatte wie Gisi und zur

Zwittergestalt zwischen Personalchef und Buchhalter geworden war. Das Sagen hatte weiter der Verwaltungsrat und im Verwaltungsrat Messerli, der Verwaltungsratspräsident war. Messerli – nein, Messerli war keine Blüte aus der Jean Frey AG, kein Schiffbrüchiger aus der Liquidationsmasse von Max Frey oder Werner K. Rey, an der Edenstrasse grossgezogen. Messerli war Geschäftsführer der «Basler Zeitung», die bei der Fernsehillustrierten sagte, «wo's lang ging». Die «Basler Zeitung» stellte den Hauptharst der Abonnenten, war zu einem Drittel am Aktienkapital und zur Hauptsache am Druckauftrag beteiligt. Messerli war – wollte Hengartner den Andeutungen glauben, die Pauli selten genug machte – ein unsteter, dauernd am Rand eines Herzinfarkts rotierender Geist, im Giesshübel draussen kaum je zu sehen. Aber auch Messerli war nicht Verlagsleiter, geschweige denn Verleger. Messerli war Manager und als solcher ein Angestellter, vom Klan der Eigentümer eingesetzt. Hinter oder über Messerli stand die Besitzerfamilie, irgendein Hagemann, der das linksliberale Erbe seines Vaters gründlich ausgeschlagen hatte: war's der Professor? Hans-Rudolf Hagemann, der Alttestamentler? Imgrunde war's ein halbes Dutzend Familien, die in der Schweiz das Privileg unter sich aufteilten, Zeitungen und damit öffentliche Meinung zu machen. Nur, dass sie in Zürich, beim «TagesAnzeiger» am Stauffacher oder drüben im Pressehaus, bei Ringier im Seefeld, die angeheuerten Manager wieder abgehalftert hatten und die Söhne der Besitzerfamilien – Coninx, Ringier – in die Chefetage zurückgekehrt waren.

Pauli rückte an seiner Brille.

«Nun, das hab ich Ihnen ja schon gesagt. Dass ich mich – trotz des Defizits, das wir haben werden – dafür eingesetzt habe, dass die Gratifikation auch in diesem Jahr ausbezahlt wird.»

Die Fernsehillustrierte war imgrunde ein unechtes journalistisches Produkt, geschaffen, um die Kapazität der Rotationspresse auszulasten, ein Druckerblatt, hausgemacht, ein Blatt der Zweckheiraten, für das konzeptionell keiner recht zuständig war. Und Messerli, Hagemanns Handlungsbevollmächtigter? Hatte er nicht etwas zu sagen? War er nicht zuständig? Messerli war ursprünglich gelernter Drucker, war früh ins Kader der Genossenschaftsdruckerei Zürich aufgerückt, in der sich als Quintessenz aller sozialdemokratischen Machtkämpfe eine Familiendynastie etabliert hatte. Damals, als Hengartner Volontär beim «Volksrecht» gewesen war, «Mädchen für alles» auf der Redaktion, im Neubau der Genossenschaftsdruckerei an der Stauffacherstrasse, hatte er Messerli ein paar Mal zu Gesicht bekommen, aber nicht ein einziges Mal, seit Hengartner hier, im Giesshübel, vergraben war, Programmredaktor bei der Fernsehillustrierten, billiger als jeder Redaktor, mit Blockzeit und Stempeluhr konfrontiert. Messerli seinerseits hatte derart Karriere gemacht, dass er aus Hengartners Gesichtsfeld, aus dessen Dackelperspektive gleichsam ent-

schwunden war. Und doch hatte Hengartner – war's des Dackels feine Nase? – Messerlis Fährte nicht verloren. Hier, in Hengartners Hand, bizarr, übelriechend – ein Exemplar der Fernsehillustrierten, Seite um Seite mit Rotstift eingefärbt, Motto: *Das Heft ist wieder voller Fehler!* Eine Kioskfrau hatte das Exemplar angeblich bearbeitet, hatte es dann Messerlis Frau ausgehändigt, 64 Seiten, ihre handschriftlich korrigierte Fassung. Von Messerlis Frau war's zu Messerli gelangt, der's Wochen, nachdem die Redaktion es in der internen Heftkritik abgehakt hatte, an Pauli weitergab. Von Pauli kam es zu Gisi, von Gisi zu Arpagaus, von Arpagaus zur Mantelredaktion, von der Mantelredaktion zur Programmredaktion und zuletzt auf Hengartners Pult, von wo es sogleich in dem beim Pult postierten Papierkorb landete. Denn leider war Messerlis Racheengel keine Geistesblüte.

«Das ist nicht selbstverständlich, wie Sie wissen.» Pauli lächelte gezwungen.

Nicht selbstverständlich. Hengartner dachte an Lisa, die er im Treppenhaus zuletzt gesehen hatte. Hatte Lisa vortraben müssen? Bei der Chefin des Modejournals, die aussah wie Margret Thatcher? Als er wieder zuhörte, war Pauli auf den Teuerungsausgleich zu reden gekommen, kein Wort von einer Lohnaufbesserung. Und dann auf etwas, das mit der Jahresabrechnung zusammenhing, die allerdings noch immer ausstehend sei.

«Es freut mich natürlich, dass Sie sich so einsetzen, aber Ihr Ferienguthaben, das gefällt mir gar nicht», sagte Pauli.

Er blickte Hengartner direkt in die Augen, und Hengartner versuchte, Pauli ebenfalls in die Augen zu blicken, aber er konnte nicht. Es war zu irritierend, zu verwirrend, Paulis gekreuztem Blick standzuhalten, bei dem man nie wusste, woran man sich halten sollte. Ein schielendes Auge, ein verstörend zerstörter Blick, hatte Hengartner anfangs gedacht, bis er eines Tages erfuhr, dass Pauli ein Glasauge hatte.

«Was macht das jetzt, das Ferienguthaben?», fragte Hengartner. «Wieviel Wochen?»

«Ja, wenn ich das zusammenzähle –» Und dann, nach einem Blick in die Unterlagen: «Das sind sieben Wochen mindestens.»

«Tja.» Was nützten Hengartner Ferienguthaben, die er nicht beziehen konnte? «Und wann ich die beziehen kann, das steht wohl in den Sternen.»

«Wieso?» Pauli runzelte die Stirn.

Sie wiederholten die Sätze, die sie sich vor einem Jahr bereits gesagt hatten. «In den Sternen» hatte Hengartner absichtlich gesagt, weil er wusste, dass Pauli an die Sterne nicht glaubte. Vor ein paar Jahren, als Gisi begonnen hatte, sich mit Astrologie und Esoterik einzulassen, hatte Pauli sich entrüstet. Er habe einmal ein Horoskop machen lassen, einmal und nie wieder. Da hätte es nämlich geheissen, er käme mit seiner Mutter besser aus als mit seinem Vater, dabei – das Gegenteil sei wahr!

«Das Problem ist sehr einfach», sagte Pauli mit Nachdruck. «Aber ich kann Sie jetzt auch nicht für zwei Monate –»

Nein, von seinem Horoskop hatte Pauli nichts gehalten. Aber am Tag darauf hatte er Gisi erzählt, sein Auge bei einem Unfall verloren zu haben. Als er mit seinem Vater an der Werkbank gestanden habe, da sei etwas ins Auge gegangen. Ein Gegenstand aus dem Schraubstock? Ein Werkzeug? Wie oder was auch immer: Die Welt war ungerecht mit Pauli verfahren. Und weshalb sollte er selbst es anders halten? Hengartner sagte:

«Zwei Monate? Das wäre nicht schlecht, aber so, wie die Dinge stehen, kann ich leider keinen Druck auf Sie ausüben.»

Leider. Aber Pauli lächelte unbeeindruckt.

«Das würde auch gar nichts nützen», sagte er.

Hengartner fragte: «Was also schlagen Sie vor?»

Pauli begann erneut vom Budget zu reden und davon, dass er dieses Ferienguthaben weg haben wolle, und Hengartner hörte entfernt, zum dritten, zum vierten Mal etwas von «auszahlen». Aber als er nachfragte, sagte Pauli:

«Einen Teil wenigstens.»

Und Hengartner:

«Ich würd's aber lieber beziehen.» Und: «Ich hätte lieber Zeit als Geld, wie Sie wissen.»

Ende Januar, versprach Pauli. Dann wisse er mehr. Aber Hengartner wusste, Pauli würde Ende Januar nicht mehr wissen. Er würde von Pauli nicht einmal hören Ende Januar.

Pauli fragte:

«Haben Sie sonst noch etwas?»

Nur ja nicht. Hengartner war auf dem Punkt zu sagen: Warum machen wir uns dauernd etwas vor? Sind wir nicht beide unfreiwillig hier? Aber Pauli hatte es vorgezogen, sich bedeckt zu halten, hinter seiner Maske des Buchhalters versteckt. Er war eingesetzt, um Ordnung zu schaffen, zur Disziplinierung der Redaktion. Er hatte – es war zu einfach, hatte Hengartner zuerst gedacht, aber es war genauso – seine Herrschaft mit Ungleichheit, krasser plumper ungleicher Behandlung, abgesichert. Aber konfrontiert mit den Grabenkämpfen, die in der Redaktion zwischen Fraktionen oder Einzelpersonen ausgetragen wurden, reagierte Pauli erstaunt, befremdet, als hätte nicht er selbst das Terrain abgesteckt. Er behandelte seine Untergebenen so, wie er selbst von seinen Vorgesetzten behandelt wurde: wie ein Familienvater, der sich über ungehorsame Kinder ärgerte. Zu den Geschichten, die noch immer kolportiert wurden, gehörte jene von Paulis Einstieg. Ella, eine der Grafikerinnen, war, als Pauli seinen Posten antrat, nicht zur Arbeit erschienen. Pauli hatte ihr die Polizei in die Wohnung geschickt. Aber Ella, unausgenüchert, übernächtigt, hatte noch im Bett gelegen. Und die Polizei hatte sich beschwert. Im

nachhinein, bei Pauli. Dazu sei sie nicht da.

«Nein», sagte Hengartner.

Und Pauli:

«Ich hab noch zu tun. Sie sicher auch.»

Unnütz. Solche Gespräche. Für wie unnütz er sie hielt. War's das, was Pauli hatte sagen wollen?

Er hatte Ella fristlos entlassen.

Draussen stand Hengartner, zog die Tür zu. Ella, die er nie getroffen hatte, die er nur vom Hörensagen kannte, Ella, die getan hatte, was sich nicht gehörte. Noch immer hing bei Alice im Büro an der Wand eine obskure grossformatige schwarze Fotokopie, die wie eine Fotografie war, eine Art Abschiedsgruss von Ella, datiert, mit Filzstift signiert: Kopf an Kopf, Ella mit Jan, Ellas grosse dunkle Augen aufgerissen, voll dem Lichtblitz des Kopiergerätes ausgesetzt, während Jan, ihr Freund, im ersten instinkthaften Reflex die Augen zugeedrückt hielt. Hengartner ging in den ersten Stock zurück. Ein Gefühl der Leere. Alice – sie hatte schwere übervolle Einkaufstaschen bei der Tür stehen – war am Telefon. So winkte Hengartner ihr nur beiläufig zu, ging in sein Büro und holte die Programmseite, die erst zur Hälfte fertig war, auf den Bildschirm zurück. Kurz darauf schaute Alice herein.

«Jedes Mal vor Weihnachten», sagte sie verdrossen, mit einem Seufzer. «Es ist immer dasselbe.»

«Die Familie?», fragte Hengartner.

Aber Alice schüttelte den Kopf. «Sie hat unterschlagen. Mein Mündel.»

Hengartner verstand nicht. «Wer?»

«Mein Mündel.»

«Du hast ein Mündel?» Erstaunt.

Alice verzog ihren Mund zu einem breitem Lachen, als könnte sie nichts dafür. «Ja.»

«Du hast ein Mündel –», sagte Hengartner noch einmal, verduzt, ungläubig, wie um sich selbst zu vergewissern. Dabei stellte er sich Alice vor, als Vormund, mit ihrem Mündel auf dem Betreibungsamt oder beim Friedensrichter.

«Ich weiss auch nicht, wie ich zu dieser Ehre gekommen bin», sagte Alice, zerstreut, amüsiert, sich mit der Hand durch's Haar fahrend, hübsches, schulterlanges Haar in hellem Kastanienbraun, das sie jünger aussehen liess als sie war.

«Dabei – mein Mündel ist einen Kopf grösser als ich. Das letzte Mal hat der Bezirksanwalt gemeint, ich sei das Mündel.» Und dann: «Hast du etwas von mir gewollt?»

«Nicht eigentlich», erwiderte Hengartner. «Nur, sag einmal – weisst du, was aus Ella geworden ist? Hast du je wieder von ihr gehört?»

«Ella?» Das Gesicht von Alice hellte sogleich auf. «Vor einem Monat hab

ich einen Brief von ihr bekommen. Sie ist in New York. Ella geht es gut. Die macht interessantere Sachen als wir.» Hengartner hatte gehört, dass Ella im Pornogeschäft gelandet war. Als er mit dem Drehstuhl zum Bildschirm zurückschwenkte, war die Programmseite, an der er zuletzt getextet hatte, erloschen, abgelöst durch eines der Kontrollfelder, *After Dark, Starry Night*, Hengartners Pausenmotiv, eine schummrige Manhattan-Skyline, an deren oberem Bildrand eine Laufzeile verkündete: *Please wake up! Please wake up!* Aber er schlief nicht.

Der letzte Abend im Jahr. War's nicht immer ein Abend gewesen, der's in sich gehabt hatte, ein Abend, an dem sich die Leute versammelten und tanzten und feierten, ein Abend der Geister, der gerufenen, der ungerufenen, ein Abend, den man besser nicht allein verbrachte, wenn man nicht musste: aus Angst, Silvester könnte unbestellt zum Augenblick der Wahrheit werden? ein Abend, der es womöglich auf den Prüfstand brachte, aber was? das Glück? das Glück des Lebens? der Liebe? der Beziehung, in der wir lebten? und wenn ein Gefühl der Enttäuschung sich unvermittelt, aus belanglosem Anlass einstellte, Enttäuschung über die schäbige Maskerade, in der wir uns verirrt hatten, inmitten angeregten Stimmengebrodels, inmitten des Gelächters und der Betriebsamkeit jäh erwacht, verloren in Einsamkeit, die unerträglich war, vom Lärm nicht länger überdeckt, trotz des Korkenknallens drinnen, der krachenden, knatternden Petarden draussen, der Leuchtraketen? machten wir soviel Lärm, weil wir Angst hatten? wozu sonst der Unfug, das Krachen, den ganzen Tag schon? Aber es gab keine böse Geister zu vertreiben, ausser in uns selber drinnen. Aber warum jetzt? angesichts der Tränen der Rührung, im Übermass des Glücks? aber was war's denn, das besondere des letzten Abends im Jahr, der Konstellation, die uns zusammenführte, uns auseinanderbrachte, sei's in der Stille, sei's in der Ausgelassenheit, versammelt zur Momentaufnahme, zu der alle sich eingefunden hatten, weil es nicht gut war, allein zu sein, allein zu bleiben? und warum sollte es heute Abend anders sein? warum? Zunächst war der Abend unschuldig gewesen, hatte er nicht gerade erst begonnen? Noch waren sie zu Hause, Hengartner, der mit Astrid in der Küche stand, noch waren sie zu zweit, ein Paar.

Es hatte geläutet.

Hengartner stand am Abguss.

«Wer kann das sein?», fragte Astrid.

Sie hatte Gemüse zubereitet. Jetzt ging sie hinaus, drückte den Türöffner.

Der Expressbote. Ein Jüngling mit lockigem Haar.

«Gietzendanner?», fragte er.

Astrid stand an der Tür.

«Die wohnen nicht mehr hier», hörte Hengartner sie sagen. «Warten Sie, ich

kann Ihnen die Adresse geben.»

Warum sollte die Post ihre neue Adresse nicht haben? Aber es war Silvesterabend, und da sollten sie nachsichtig sein. Jetzt hörte Hengartner, wie Astrid sagte:

«Hier. Und das ist für Sie.»

Und dann war Astrid in die Küche zurückgekehrt.

«Wie's ihnen wohl geht?», fragte Hengartner.

«Gietzendanners?»

Astrid zuckte die Schultern.

Im Oktober waren sie weggezogen, Frau Gietzendanner, sich verabschiedend, Tränen in den Augen, es tate ihr ja so leid, ihrer zwei Mädchen wegen vor allen Dingen, die doch hier zur Schule gingen, hier ihre Freundinnen hätten, aber ihr Mann hätte nun einmal diese andere, diese neue Stelle angeboten bekommen. Aber dann – trotz heftig unterstrichener, wiederholter Beteuerungen – hatten sie nichts mehr gehört von Frau Gietzendanner. Astrid hatte ihr zum Geburtstag ein paar Zeilen geschrieben, aber sie waren unerwidert geblieben. Wann war das gewesen? Anfang November?

«Ich hab sie immer einmal anrufen wollen», sagte Astrid.

Aber dann hatte sie es unterlassen.

«Ja», sagte Hengartner. «Da ist jemand. Und dann ist er plötzlich weg, aber in Gedanken ist er noch da.»

Nach Baar waren sie umgezogen, in die Nähe von Zug, nicht allzu weit also, nicht allzu zwingend. Aber weder Hengartner noch Astrid hatte erfahren, was das für eine Stelle war, wegen der Herr Gietzendanner mit seiner Familie umgezogen war. Hatte es andere Gründe gegeben, schlechtere? Und wenn sie die Wohnung hier nicht mehr bezahlen konnten?

«Schwarzwurzeln –»

Astrid gab die Bohnen, Kefen, Karotten und Zucchini, die sie in Streifen geschnitten hatte, ins zu kochen beginnende Salzwasser. Frisch und knackig sollten sie werden.

«– Schwarzwurzeln haben wir halt jetzt keine.»

Dann nahm sie das Rezept – es war ein Zeitungsausschnitt – vom Tisch, faltete es zusammen und ging aus der Küche, indem sie sagte:

«Ich hoffe, es ist keine schlechte Nachricht.»

«Das Telegramm?», fragte Hengartner, aber Astrid hörte ihn nicht mehr.

Neu eingezogen war nebenan eine Familie Perez, mit der Hengartner bisher nicht weiter in Kontakt gekommen war. Ihre Tür war seit Wochen weihnächtlich mit einem Kranzgebilde geschmückt, mit gekreuzter, rosafarbener Masche. Familie Perez, José und Dolores, dazu Tochter Isolina, auch schon 24, berufstätig alle drei.

«Warum sollte es eine schlechte Nachricht sein?», sagte Hengartner wie zu

sich selbst.

Er hatte die Felchenfilets gewürzt, eine Prise Salz, etwas Pfeffer, hatte in der Pfanne Wasser aufgesetzt, den Drahtkorb darübergefügt. Dann hatte er den Fisch hineingelegt, mit einer Alufolie zugedeckt.

«Kannst du nicht die Tür zumachen?», hatte Astrid von draussen gerufen. «Es riecht nach Fisch – überall.»

Die hellrosa Farbe des Felchenfleisches hatte sich in Sekunden zu einem Opalweiss verwandelt, an den Rändern hatten die Filets sich richtiggehend aufgestellt.

Und Hengartner erwiderte: «Wie soll er denn sonst riechen, der Fisch!»

Er hatte ihn bei Pianezzi an der Bremgartnerstrasse vorne gekauft. Vor Hengartner hatte im Laden Frau Loretan gestanden. Mit dem Kleinen. Aber sie kannte Hengartner nicht mehr. «Darf's ein bisschen mehr sein?» Der Metzger hatte das Bruststück auf der Waage liegen. «Es kommt vielleicht noch jemand.» Aber Frau Loretan hatte lachend abgewehrt. «Nein, da kommt niemand mehr.» Eigentlich hatte Hengartner es Astrid erzählen wollen, aber dann liess er's unerwähnt. Jener Abend, als sie Frau Loretan begegnet waren. Hengartner wollte die Erinnerung an jenen Abend nicht heraufbeschwören.

«Was willst du anziehen?», fragte Astrid.

Sie hatten drüben im Wohnzimmer gegessen, die Fischfilets auf ihren Tellern mit dem Gemüse, das wirklich frisch und knackig war, in ihren Gläsern einen Féchy, mit dem sie anstiessen, zum ersten Mal an diesem Abend, allein noch, nicht gerade feierlich, gleichwohl an gedecktem Tisch, nur sie zwei.

Eigentlich war Hengartner müde, müde von einem ausgefüllten Arbeitstag. Vielleicht war das der Grund, warum er in einer Laune, unernst eher als trotzig erwiderte:

«Was hälst du davon, wenn ich so komme, wie ich bin?»

«Nimm doch das hellblaue Hemd, ich hab's dir gebügelt.»

Sie selber, sie würde helles Blau tragen. Der Pullover lag auf dem Stuhl im Badezimmer schon bereit. In einer Stunde würden sie zu Gundi fahren, für den späteren Abend. Gundi hatte ein paar Leute eingeladen, «interessante Leute», auch Astrid und ihn.

«Wenn du meinst», sagte Hengartner, den zarten, mit Weisswein ausgeschwenkten Geschmack des Fisches in seinem Gaumen. «Schliesslich ist es deine Freundin, die uns eingeladen hat.»

«Nun sei doch nicht so eifersüchtig.»

«Ich? Eifersüchtig?»

Astrid hatte das Stichwort geliefert. Seine Welt? Ihre Welt? Seine Leute? Ihre Leute? Als fühlte er sich – ja, was denn? befremdet von Astrid? Die, seine Gedanken erratend, sagte:

«Aber Rosemarie kommt doch auch.» Und dann: «Es ist ja nur – es ist ja

nur für diesen einen Abend.»

Von was sprachen sie überhaupt? Von seinem Hemd? von ihrer Dominanz? Nicht, dass Hengartner lange überlegte. Er blickte nur Astrid an. Verwundert, ernst. Er legte das Besteck beiseite. Er hatte den Fisch gegessen, er wusste nicht, warum er so rasch gegessen hatte. Er sagte:

«Ich tue alles, was du willst. Habe ich das nicht immer getan?»

Es war alles eine Frage des Erinnerns und des Vergessens. Auch die Ehe, die er führte, die Ehe mit Astrid. Auch Familienfeiern, Feiertage, Rüti, das Dorf im Oberland, in das Hengartner zurückkehrte – zu Weihnachten, an Geburtstagen. Der entlegene, begrabene, erblindete Fleck seiner Geschichte ausserhalb der Stadt, in die er früh gekommen war. So allein, so ambitioniert.

Ein sabbernder, kindisch gewordener Vater. Das war Weihnachten gewesen. Und Mutter? Wie hielt sie das aus? Vater, nun ganz in ihrer Gewalt, sass oben am Tisch, die Hand ausgestreckt, den Arm spitz abgewinkelt, die Finger seiner Hand einzeln gespreizt, wie es ein Säugling tat, mit Fingerbewegungen wie ein sechsmonatiges Kind.

Hengartner, der unten am Tisch sass, hatte sich an Vater gewandt: «Siehst du, da ist sie –» Meine Frau, wollte Hengartner sagen. Astrid sass neben ihm. «Du hast nach Astrid gefragt, weisst du nicht mehr, im Spital? Hast du keine Frau mehr, hast du gefragt.»

Aber Vater blickte ihn nur an, leer, ungläubig, ohne zu verstehen. Er hatte vergessen, was er gesagt hatte, hatte es sofort vergessen, im selben Augenblick noch. Es war keine Absicht, kein Vorsatz gewesen. Es war Vater halt so herausgefallen, ohne Arglist.

«Es ist furchtbar», sagte Vater jetzt.

Aber er meinte nicht seine Erinnerungslücke, sondern seine zittrige Hand, mit der er fuchtelnd ein Stück Kirschtorte Richtung Mund bewegte.

Und Mutter, im Vorbeigehen:

«Jetzt wollen wir nicht davon reden.»

Und dann – Mutter hatte versichernd ihre Hand auf Vaters Schulter gelegt:

«Gell, Daddy.»

Nicht davon reden. Aber hatte Mutter das nicht ihr Leben lang gesagt? Nicht davon reden. War das nicht das Motto ihrer Familie gewesen, das Motto von Hengartners Erziehung? Ein Einvernehmen aus ritualisierten Tabus. Das Einvernehmen war wichtig, das Schweigen. Oder die Abweichung davon? Die Umkehrung hatte sich vollzogen, ohne dass Hengartner sie bemerkt hätte. Die Kinder waren die Eltern geworden. Und die Eltern die Kinder.

«Willst du nicht die Gabel nehmen?», hatte Hengartner gefragt.

Aber der Vater nahm seine Hand.

Myrta, Hengartners Schwester, trat ins Zimmer, die Tochter, die Vater sosehr geliebt, die er sosehr verwöhnt hatte.

«Aber Schnuckiputz, wie siehst du wieder aus!»

Myrta umarmte Vater. Wo war eigentlich ihr Mann? Das schien Vater nicht zu interessieren.

Jetzt hatte Vater es geschafft, sich ein Stück seiner Kirschtorte einzuverleiben, auch wenn er den Mund nicht ganz getroffen hatte.

«Was ist das? Streuselkuchen?» Vater blickte listig. Es war widerwärtig, das Alter, voller Tücken. Aber er hatte es überlistet.

«Sag mal, Opa →» Judy hatte ihm ungerührt zugesehen. «Bist du immer so gaga?»

Das Leben war erbarmungslos.

«Kirschtorte», gab Hengartner zur Antwort.

«Aber schau doch», sagte Judy, jetzt an Astrid gewandt. «– er isst wie ein Schwein.»

«Lass das, Judy.» Myrta – sie hatte an Vaters Seite Platz genommen – unterdrückte ein unfreiwilliges Lachen. «Er ist nicht mehr, was er gewesen ist.»

Und Judy, skeptisch:

«Hört er, was wir sagen?»

Aber Myrta ging darauf nicht ein.

«Herr Hengartner – wir sind da, Sie erinnern sich, ihre Familie →», sagte Myrta, zu Vater gewandt, laut, überdeutlich, als parodierte sie die Krankenschwester im Bezirksspital, die in ihrer Ausbildung gelernt hatte, im Umgang mit Patienten «ein Mindestmass humaner Kommunikation anzubieten».

«H-hm -?»

Der tierische Laut, den Vater von sich gab. Als protestierte er gegen das Hin und her, das um ihn herum vor sich ging, weg vom Tisch, an den Tisch zurück, in die Küche, aufs Klo, ins Wohnzimmer zurück, als protestierte er dagegen, es als einziger hier am Tisch aushalten zu müssen, angewiesen auf seinen Stuhl, inmitten der Unrast seiner Familie.

Später hatte Hengartner Mutter mit Judy in der Küche getroffen, und es war Mutter gewesen, die zu Judy mit grossem Ernst gesagt hatte:

«Aber er isst immer so.»

«Wie ein Schwein, wie ein Hund?»

Mutter hatte den Kopf geschüttelt. «Wenn du ihm den Teller hinstellst, isst er ihn aus, in einem Zug. Das ist das.»

«Aber Oma →» Und dann, an Myrta gewandt, ihre Mutter: «Wie hält sie das aus?»

Und Myrta, nachdenklich:

«Sie hält's ja nicht aus.»

Weihnachten war dieses Jahr in die Wochenmitte gefallen. Und wer sich's richten konnte, hatte ein paar Tage eingezogen und Ferien gemacht, aber Hengartner war froh, wenn er mit seinem Pensum zurecht kam, bei den redu-

zierten Arbeitstagen. Es gab jene, die's richten konnten, und es gab jene, die's nicht richten konnten, aber stets waren's dieselben, als seien's zwei, in Lager getrennte Gruppen, oder Klassen vielleicht? Bereits wusste Hengartner nicht mehr, welchen Wochentag sie hatten, konfus, aus seinem Trott geworfen, der aus Arbeit bestand, aus fünf Tagen Arbeit und zwei Tagen Erholung. Es war Mitte Woche, aber er hatte das Gefühl, es sei schon wieder Wochenende. Dabei war heute Silvester und morgen Neujahr, und noch hatten sie vor sich Gundis Einladung.

Und dann, später am Abend, bei Gundi eingetroffen, stand Hengartner an Astrids Seite, im Hemd, das zu ihrem Pullover passte, mit zwei Flaschen Veuve Clicquot, die er über Mittag bei Pic Nic an der Bahnhofstrasse eigens noch gekauft hatte.

Er war also zurückgekehrt. In Gundis Wohnung.

Und das in der Silvesternacht, in der Gundis Wohnung nicht wiederzuerkennen war, voller Gäste, laut, vielstimmig, die Räume voller Leben, mit Leuten, die er nie gesehen hatte. Aber dann, als das Feuerwerk abgebrannt, der Champagner geleert, das kalte Buffet verzehrt war, hatte die Stimmung – die Musik war verstummt, ihr Geplauder verebbt – unmerklich, wie in sanftem Wind gedreht. Ein Grossteil der Gäste war aufgebrochen, noch ehe Hengartner Gelegenheit gehabt hätte, sie auch nur flüchtig kennenzulernen. Und bald gehörte er mit Astrid zum inneren Zirkel der Übriggebliebenen. Er hatte die Grenze der Müdigkeit überschritten, er war wieder wach.

Sie waren in einem letzten einzigen Raum versammelt, sassen am Boden im Kreis herum, als hätten sie endlich den Platz gefunden sich näherzukommen. Gundi hatte eine Kerze angezündet, hatte das Licht ihrer Colombo-Lampe gedämpft und auf Rosemaries Wunsch – niemand hatte Einspruch erhoben – jeden eine Karte ziehen lassen. Ihn, Hengartner, Astrid, die beim Fenster sass, Rosemarie. Und diesen Jim Schwarzenbach, mit dem Rosemarie gekommen war. Sie alle hatten ihre Karte gezogen und was sie daraus abgeleitet hatten, hatte sich so vielversprechend angehört, so reichhaltig, so zauberhaft. Ein Engel. Das Lebenselixier, das der Engel umzugiessen hatte von einer Schale in die andere. Oder eine Frau, die ohne Anstrengung den Rachen eines wilden Löwen zupresste. War die Welt nicht voller Verheissung? Den Rest ihrer Karten hatte Gundi vor sich am Boden liegen.

«Und du? Was hast du?» Fragend blickte sie Hengartner an.

Hengartner hielt die Karte, die er gezogen hatte, noch immer in der Hand. Was war das? ein Orakel? ein Kartenspiel? Es gab Sieger und Verlierer. «Tja, bei mir → Schwarz, getroffen, ins Schwarze getroffen. Hengartner musste lachen.

«Du darfst nicht lachen», sagte Gundi.

Hengarters Kartenbild zeigte einen Ritter, der auf der Erde lag, durchbohrt

mit Speeren.

«Ich weiss nicht. Da ist nichts mehr.»

Er reichte Gundi die Karte. «Der Mann ist mausetot.»

Einen Augenblick lang schwieg Gundi.

«Willst du eine neue Karte ziehen?», fragte sie.

Aber das wollte Hengartner nicht. «Nein. Wenn's das ist, ist es das.»

«Der Tod –»

Gundi sass in ihrer Mitte, die Beine gekreuzt. Sie blickte auf die Karte, die Hengartner ihr gegeben hatte.

«– du weisst ja, der Tod – das heisst immer auch Neuanfang, heisst Wieder-
geburt.»

Nein, das wusste Hengartner nicht. Oder er wollte es nicht wissen. Nicht so einfach, so ohne weiteres, nicht so auf Anhieb, als sei's ihm zu beliebig, das Gegenteil auch gelten zu lassen, als wollte er den Notausgang nicht benutzen, auf den Gundi ihn hinwies, das rettende Türschild, im Kinodunkel beleuchtet im Falle eines Feuers: *Exit*.

Zuletzt, als die Orakelsprüche verflogen, die Tarotkarten eingezogen waren, als sie die letzten Flaschen geleert hatten, als der Aufbruch sich anzudeuten begann im Aufbruch die letzten Verbliebenen, sagte Hengartner, im späten, widerstrebenden Gefühl, als müsste er noch einmal darauf zurückkommen:

«Aber – das könnt ihr nicht machen.»

Und Astrid – sie war aufgestanden, hatte sich zu Hengartner hingestellt:
«Was?»

«Mich bei lebendigem Leib begraben.»

Schliesslich, es war halb drei geworden, in der Tür Gundis Abschiedskuss, auf Hengartners Lippen.

Die plötzliche Intimität des Abschieds.

«Vergiss es –»

Acht Wochen waren vergangen, seit er Gundi getroffen hatte, draussen in Oerlikon, in der Nähe von Lisas Haus. Aber hatte sie Astrid nichts gesagt? Hatte Gundi es als ihr Geheimnis gehütet? oder hatte sie es längst vergessen?

«– und ein gutes neues Jahr», sagte Gundi, ihre Augen weit geöffnet.

«Dir auch. Ein gutes neues Jahr.»

Hengartner hielt die Augen zuge drückt, hielt Gundi fest, Gundi, die zurückblieb, allein in ihrer leeren grossen Wohnung, allein oder mit Gästen, aber mit den falschen Gästen womöglich. Kurz nach Mitternacht war Gundi verschwunden, sie hatte telefoniert. Dann war sie zurückgekommen. Wem hatte der Anruf gegolten? Elmar? Irgendwie hatte Hengartner den Eindruck, es sei Elmar gewesen. So kurz nach zwölf? Mit Gundis Glückwunsch zum neuen Jahr? Jeder hatte ei-nen, der ihm nahestand, fast jeder. Und sogleich, dringender noch als letztes Mal war in Hengartner der Gedanke da: und er, er

selbst? Er hätte Lisa anrufen müssen, anrufen zumindest, aber Hengartner hatte es nicht getan. War das nicht der Augenblick, in dem er verloren hatte?